

1

*Well – a poor Lazarus poor as I
When he died he had a home on high ...
The rich man died and lived so well
When he died he had a home in hell ...
You better get a home in that Rock, don't you see?
— Spiritual*

*Ein armer Lazarus, so arm wie ich
Als er starb, hatte er ein Zuhause im Himmel ...
Der reiche Mann starb und lebte so gut
Als er starb, hatte er ein Zuhause in der Hölle ...
Merkst du nicht, dass es besser ist,
ein Zuhause in diesem Felsen zu haben?*

Denver

Vor Miss Debbie hab ich noch nie mit 'ner weißen Frau gesprochen. Na ja, vielleicht hin und wieder ein paar Fragen beantwortet – aber das war nicht wirklich *reden*. Und für mich war selbst das ziemlich brenzlich. Wie ich nämlich das letzte Mal dumm genug gewesen bin, vor 'ner weißen Frau meinen Mund aufzumachen, war ich am Ende halb tot und fast blind.

Ich war vielleicht fünfzehn, sechzehn Jahre alt und bin den roten Feldweg runtergegangen, der an der Baumwollplantage langlief, wo ich mein Zuhause gehabt hab, da in Red River Parish im Bundesstaat Louisiana. Die Plantage war riesig und ziemlich flach. Wie ein Haufen kleiner Farmen, die zu einer gemacht worden sind. In der Mitte hat sich ein sumpfiger Fluss geschlängelt, einer von denen, die wir Bayou nennen. Zypressen sind wie Spinnen in dem schlammigen Wasser ge-

standen, das die Farbe von grünen Äpfeln hatte. In der Gegend gab es 'nen Haufen verschiedener Felder, vielleicht hundert, jedes von ihnen war um die zweihundert Morgen groß, und alle wurden von Bäumen eingegrenzt, meistens waren es Pecannussbäume.

Neben der Straße standen trotzdem nicht allzu viele Bäume, und als ich also an dem Tag vom Haus meiner Tante – sie war die Schwester meiner Oma väterlicherseits – nach Hause lief, war ich auf offenem Feld unterwegs. Es hat nicht lange gedauert, da hab ich diese weiße Lady dastehen sehen, neben ihrem Auto, 'nem blauen Ford, Baujahr ungefähr 1950, vielleicht '51, irgendetwas in der Art. Sie hat einfach dagestanden mit ihrem Hut und ihrem Rock, so wie wenn sie in der Stadt gewesen wär. Sah aus, als ob sie 'nen platten Reifen wechseln müsste, aber keine Ahnung hätte, wie man das anstellt. Ich bin also stehen geblieben.

„Brauchen Sie Hilfe, Ma'am?“

„Ja, vielen Dank“, hat sie gesagt. Wenn ich ehrlich bin, hat sie mächtig dankbar ausgesehen. „Ja, wirklich.“

Ich hab sie also gefragt, ob sie 'nen Wagenheber hat, sie hat gesagt, sie hätte einen, und das war wirklich alles, was wir miteinander geredet haben.

Ungefähr in dem Augenblick, wo ich den Reifen gewechselt hatte, sind aus dem Wald drei junge Kerle auf braunen Pferden herangeritten. Ich glaub, die waren auf der Jagd gewesen, jedenfalls sind sie angekommen und haben mich erst nicht gesehen, weil sie auf dem Weg waren und ich auf der anderen Seite von dem Auto hockte, weil ich ja am Reifenwechseln war. Die Pferde haben roten Staub aufgewirbelt, der auf mich draufgeweht ist. Zuerst bin ich ganz ruhig geblieben, weil ich gedacht hab, dass die schon weiterreiten würden. Dann hab ich gedacht, ich will nicht, dass die sich denken, ich würd mich verstecken, deshalb bin ich aufgestanden. Genau in dem Augenblick hat einer von denen die weiße Lady gefragt, ob sie Hilfe braucht.

„Ich schätze nicht!“, hat so 'n rothaariger Kerl mit großen weißen Zähnen gesagt, wie er mich entdeckt hat. „Sie hat sich 'nen *Nigger* geholt, der ihr hilft!“

Ein anderer, mit dunklen Haaren und 'nem Blick wie 'n Wiesel, hat 'ne Hand auf seinen Sattelknauf gelegt und sich mit der anderen den Hut ins Genick geschoben. „Hey, Junge! Warum belästigst du die Lady?“

Der ist auch nur ein Junge gewesen, vielleicht achtzehn, neunzehn Jahre alt. Ich hab nichts geantwortet, hab einfach nur dagestanden und ihn angeguckt.

„Was glotzt du so blöd, Junge?“, hat er gefragt und dann auf den Boden gespuckt.

Die anderen beiden haben nur gelacht. Die weiße Lady hat nichts gesagt, die hat einfach nur auf ihre Schuhe geguckt. Es war furchtbar still, man konnte nur hören, wie die Pferde mit den Hufen gescharrt haben. So wie die Ruhe vor 'nem Wirbelsturm. Der Junge direkt neben mir hat mir dann ganz plötzlich ein Seil um den Hals geschlungen, so wie wenn er ein Kalb einfangen würde. Er hat es so fest gezogen, dass mir der Atem stehen geblieben ist. Der Knoten hat mir wie eine Klette am Hals geklebt und die Angst ist mir aus den Beinen in den Bauch gekrabbelt.

Ich kann mich noch erinnern, dass ich gedacht hab, dass keiner von denen viel älter ist wie ich. Aber ihre Augen waren eng und böse.

„Wir werden dich lehren, wie man weiße Ladys belästigt“, hat der eine gesagt, der, der das Seil gehalten hat. Das war das Letzte, was einer von den Kerlen zu mir gesagt hat.

Ich erzähle nicht gern, was dann passiert ist, weil ich keine Lust auf dieses „Armer-schwarzer-Kater“-Spiel habe. Ich war ja nichts Besonderes, es ist ja einfach nur das passiert, was in Louisiana damals normal gewesen ist. In Mississippi auch, glaube ich jedenfalls, denn ein paar Jahre später haben die Leute sich erzählt, dass dort ein junger Farbigler, Emmett Till hat er geheißen, so verprügelt worden ist, dass man ihn nicht mehr erkennen konnte. Er hat 'ner weißen Frau hinterhergepfiffen, und einigen von diesen ehrenwerten Herrschaften ging das mächtig gegen den Strich. Scheint so, als ob die Wälder damals voll gewesen sind von so Kerlen. Jedenfalls haben sie dem Jungen ein Auge ausgeschlagen, ihm dann den Propeller von 'ner Baumwollerntemaschine um den Hals gebunden und das arme Schwein von 'ner Brücke in den Tallahatchie-Fluss geworfen. Die Leute erzählen sich, dass man auf der Brücke heute noch hören kann, wie der Junge beim Ertrinken um Hilfe ruft.

Damals gab's 'ne Menge Emmett Tills, nur von den meisten hat man nie was gehört. Die Leute sagen, dass die Bayous in Red River Parish bis an ihre erbsengrüne Oberfläche voll sind von den zersplitterten Kno-

chen von Farbigen, die von den weißen Kerlen an die Alligatoren verfüttert worden sind, weil sie ihre Frauen falsch angeguckt haben oder einfach nur geschickt haben. Man kann nicht sagen, dass es jeden Tag passiert ist, aber schon die Möglichkeit, die Drohnung, dass so etwas passieren kann, waberte über den Baumwollfeldern wie ein Gespenst.

Ich hab in den Feldern fast dreißig Jahre lang gearbeitet wie ein Sklave, obwohl die Sklaverei angeblich abgeschafft worden ist, wie meine Oma noch ein kleines Kind war. Ich hatte eine Hütte, die mir nicht gehörte, zwei Overalls, die ich auf Kredit gekriegt hab, ein Schwein und 'n Plumpsklo. Ich hab in diesen Feldern gearbeitet, gepflanzt und gepflügt und gepflückt und die ganze Baumwolle dem *Mann* gegeben, dem das Land gehört hat, alles ohne irgendwann irgendeine Abrechnung zu sehen. Ich hab ja nicht mal gewusst, was das ist.

Vielleicht kannst du dir das nicht vorstellen, aber ich habe jahrein, jahraus so geschuftet, angefangen von der Zeit, wo ich noch ein kleiner Junge gewesen bin, bis lange nachdem ein Präsident, der Kennedy hieß, in Dallas erschossen worden ist.

In all den Jahren ist regelmäßig ein Frachtzug durch Red River Parish gerollt, auf den Schienen, die gleich neben dem Highway 1 sind. Jeden Tag hab ich ihn pfeifen und stampfen gehört, und ich hab mir vorgestellt, wo der mich alles hinbringen könnte ... nach New York oder Detroit, wo es heißt, dass da auch Farbige einen richtigen Lohn bekommen, oder nach Kalifornien, wo alles, was sich regt, so viel Kohle hat, dass man die Scheine wie Pfannkuchen stapeln kann. Das hab ich jedenfalls gehört. Na ja, eines Tages hatte ich einfach die Nase voll davon, arm zu sein. Deshalb bin ich zum Highway 1 runtergelaufen, hab gewartet, bis der Zug 'n bisschen langsamer geworden ist, und bin dann auf einen von den Wagen gesprungen. Ich bin nicht mehr ausgestiegen, bis die Türen aufgemacht worden sind. Das ist in Fort Worth in Texas passiert. Aber wenn ein Farbiger, der nicht lesen, nicht schreiben und nicht rechnen kann, der nichts anderes kann, wie sich in den Baumwollfeldern abzurackern, in die Großstadt kommt, dann hat er nicht das, was die weißen Leute „Karrieremöglichkeiten“ nennen. Aus dem Grund hab ich auf der Straße gelebt.

Ich will gar nicht so tun, wie wenn das besonders toll gewesen wär, die Straße macht einen ziemlich eklig. Und ich war eklig, war obdachlos, hatte Stress mit dem Gesetz, war im Angola-Gefängnis, und dann

wieder für ein paar Jahre obdachlos, auch wie ich Miss Debbie getroffen hab. Und das eine kann ich dir sagen: Sie war die dürrste, neugierigste und aufdringlichste Frau, die ich je getroffen hab, egal ob farbig oder weiß.

Sie war so aufdringlich, ich hab nicht mal verhindern können, dass sie meinen Namen, Denver, rausgefunden hat. Die hat herumgeschnüffelt, bis sie es gewusst hat. Für 'ne ziemlich lange Zeit bin ich ihr also einfach aus dem Weg gegangen. Aber nach 'ner Weile hat sie es trotzdem geschafft, sie hat mich in Gespräche verwickelt, wo ich über Dinge geredet habe, über die ich nicht gern rede, und ihr Sachen erzählt habe, die ich noch nie jemandem erzählt hab – sogar die Geschichte mit den drei Kerlen und dem Seil. Und ein paar von den Geschichten will ich dir auch erzählen.

2

Ron

Das Leben enthält einige dieser unrühmlichen Begebenheiten, die einem für immer im Gedächtnis haften bleiben. Eine von ihnen trug sich 1952 zu, und sie hat sich in mein Gehirn eingebrannt wie das Brandzeichen auf einem Longhorn-Rind. Damals sollten alle Kinder eine Urinprobe mit in die Schule bringen, damit sie von Mitarbeitern des Gesundheitsamtes auf gefährliche Krankheiten untersucht werden konnte. Als Zweitklässler in der Riverside-Grundschule in Fort Worth, Texas, trug ich also vorsichtig den Pappbecher mit meiner Piesel zur Schule, so wie das alle guten Jungen und Mädchen taten. Aber anstatt ihn bei der Krankenschwester abzugeben, brachte ich ihn aus Versehen zu Miss Poe, der bösartigsten und hässlichsten Lehrerin, die mir jemals begegnet war.

Mein Fehler führte zu einem Wutausbruch, der so überzogen war, als hätte ich meinen Urinbecher direkt in ihre Kaffeetasse geleert. Um mich zu bestrafen, ließ sie wie ein Armeeausbilder die ganze zweite Klasse im Gänsemarsch auf dem Schulhof antreten. Dann klatschte sie in die Hände, um unsere volle Aufmerksamkeit zu haben.

„Klasse, ich habe eine Mitteilung zu machen“, krächzte sie, ihre verrauchte Stimme hörte sich an wie die Bremsen an einem Vierzigtonner. „Ronnie Hall wird heute in der Pause nicht dabei sein. Weil er dumm genug war, seinen Becher in den Klassenraum zu bringen statt in das Krankenzimmer, wird er die nächste halbe Stunde mit der Nase in einem Kreis verbringen.“

Miss Poe holte dann ein frisches Stück Kreide hervor und kritzelte einen Kreis an die rote Backsteinwand des Schulhauses, ungefähr sieben Zentimeter über der Stelle, an der meine Nase die Wand berührt hätte, wenn ich mich einfach nur vor sie gestellt hätte. Gedemütigt schlich ich nach vorn, stellte mich auf die Zehenspitzen und drückte

meine Nase an die Wand. Nach fünf Minuten fing ich an zu schielen und musste meine Augen schließen, denn wie ich mich erinnerte, hatte meine Mutter mich gewarnt, niemals zu schielen, weil die Augen dabei stehen bleiben könnten. Nach einer Viertelstunde hatte ich schwere Krämpfe in den Zehen und Waden, und nach zwanzig Minuten hatten meine Tränen die untere Hälfte von Miss Poes Kreis von der Wand gewaschen.

Mit einem Hass, den nur ein gedemütigtes Kind kennt, verabscheute ich Miss Poe dafür. Und als ich älter wurde, wünschte ich mir so manches Mal, ich könnte ihr einen Brief senden und ihr mitteilen, dass ich nicht dumm war. Über die Jahre jedoch verlor ich die Sache aus dem Gedächtnis. Das änderte sich an einem strahlend schönen Tag im Juni 1978, als ich in meinem Mercedes-Cabrio die Hauptstraße von Forth Worth herunterfuhr und vom Sicherheitsdienst wie ein Rockstar durch das Tor zu einem privaten Flugfeld auf dem Meacham Airfield gewinkt wurde.

Es wäre perfekt gewesen, wenn auch Miss Poe mich so hätte sehen können, sie und ein paar alte Freundinnen – Lana und Rita, vielleicht auch Gail – ach egal, die ganze Abschlussklasse von 1963 der Haltom Highschool. Wenn sie alle hier wie bei einer Parade aufgereiht gestanden hätten, um zu erleben, wie ich meine Kindheit in der unteren Mittelklasse hinter mir gelassen hatte. Im Rückblick muss ich sagen, es war eigentlich ein Wunder, dass ich an diesem Tag überhaupt auf dem Flugplatz angekommen bin, schließlich hatte ich während der ganzen Fahrt kaum etwas anderes getan, als mich selbst im Rückspiegel zu bewundern.

Ich fuhr also mit dem Auto zu der Stelle, wo der Pilot eines privaten Falconjets auf mich wartete. Er hatte schwarze Hosen an, ein gestärktes weißes Hemd und glänzend gewienerte Cowboystiefel. Als er seine Hand zum Gruß hob, flimmerte sie leicht in der texanischen Hitze, die bereits vom Flugfeld aufstieg.

„Guten Morgen, Mr Hall“, rief er in das Brummen der Turbinen. „Brauchen Sie Hilfe mit den Bildern?“

Vorsichtig trugen wir drei Gemälde von Georgia O’Keeffe vom Mercedes in den Falconjet, eines nach dem anderen. Zusammen waren sie knapp eine Million Dollar wert. Zwei Jahre zuvor hatte ich dieselben Bilder – zwei von Georgia O’Keeffes berühmten Blumenbildern und

eines mit einem Schädel darauf – an eine unglaublich reiche texanische Frau für eine halbe Million Dollar verkauft. Als sie den Scheck mit der Summe darauf aus ihrem ledergebundenen Hermès-Scheckheft riss, hatte ich sie zum Spaß gefragt, ob sie sich sicher war, dass der Scheck auch gedeckt wäre.

„Ich hoffe schon, Schätzchen“, sagte sie und lächelte zu ihrem sirup-süßen texanischen Dialekt. „Mir gehört die Bank.“

Jetzt entledigte sich diese Kundin von ihrem goldschürfenden Ehemann und den O’Keeffes. Die Käuferin war eine elegante, etwa fünfzigjährige Dame, der eines der schönsten Apartements in der New Yorker Madison Avenue gehörte. Sie trug vermutlich selbst in der Badewanne Perlenketten, und sie ließ sich ebenfalls scheiden. An diesem Nachmittag hatte sie ein paar ihrer kunstliebenden Gesellschaftsfreunde und mich zu einem kleinen Empfang eingeladen, um ihre neuen Errungenschaften zu feiern. Ohne jeden Zweifel lebte sie gemäß der Devise, dass ein flottes Leben die beste Rache am „Ex“ ist, denn sie hatte einen Teil der königlichen Summe, die ihr bei der Scheidung zugesprochen worden war, dazu benutzt, um die O’Keeffes für den doppelten Betrag dessen zu kaufen, was sie einmal gekostet hatten. Sie war viel zu reich, um über das Preisschild von einer Million auch nur ein Wort zu verlieren. Mir war das gerade recht, denn meine Provision bei diesem Handel betrug damit rund \$100.000.

Meine Kundin hatte die Falcon aus New York geschickt, um mich abzuholen. In der Kabine streckte ich mich auf den buttercremefarbenen Lederpolstern aus und überflog die Schlagzeilen des Tages. Der Pilot schoss über die Startbahn, hob nach Süden hin ab und schwenkte dann behutsam in nördliche Richtung. Als wir an Höhe gewannen, ließ ich meinen Blick über Fort Worth streifen, eine Stadt, die von den hier ansässigen Milliardären völlig verändert worden war. Es war mehr als nur eine Schönheitsoperation: Gigantische Löcher im Boden kündeten von der Errichtung neuer glitzernder Türme aus Glas und Stahl. Galerien, Cafés, Museen und erstklassige Hotels würden dort bald entstehen und sich zu den Banken und Anwaltskanzleien gesellen, die aus dem verschlafenen Kuhdorf Fort Worth ein pulsierendes urbanes Zentrum gemacht hatten.

Das Projekt war so ehrgeizig, dass damit systematisch die Obdachlosen vertrieben wurden. Das war sogar ein offizielles Ziel, denn man

wollte aus unserer Stadt einen Ort machen, an dem es sich besser leben ließe. Wenn ich es aus tausend Metern Höhe betrachtete, war ich insgeheim froh darüber, dass die Penner auf die andere Seite der Schienen vertrieben wurden, denn ich hatte es satt, jeden Tag auf dem Weg zu meinem Fitnessstudio im Fort Worth Club angebettelt zu werden.

Debbie, meine Frau, wusste nicht, dass ich so darüber dachte. Ich versuchte, mir meine elitäre Einstellung nicht allzu sehr anmerken zu lassen. Schließlich war es erst neun Jahre her, dass ich mit dem Verkauf von Dosensuppen \$450 im Monat verdient hatte, und nur sieben, seit ich mein erstes Gemälde gekauft und verkauft hatte, wofür ich heimlich Debbies fünfzig Aktien der Ford Motor Company benutzt – gestohlen? – hatte, die sie von ihren Eltern für ihren Abschluss an der Texas Christian University bekommen hatte.

Für mich war das Jahrhunderte her. Ich war wie eine Rakete vom Dosensuppen-Verkauf über das Investment-Banking zum Gipfel der Kunstwelt aufgestiegen. Um es ganz offen zu sagen: Gott hat mich mit zwei guten Augen gesegnet, mit einem für Kunst und einem für ein gutes Geschäft. Aber das hätte man mir damals nicht sagen dürfen. So wie ich es sah, hatte ich mich den ganzen Weg von einem Landei aus der unteren Mittelklasse bis in die Schicht heraufgearbeitet, die den Lebensstil der Milliardäre aus der Forbes-400-Liste imitiert.

Als Debbie erfuhr, dass ich ihre Ford-Aktien benutzt hatte, drohte sie mir mit der Scheidung – „Das ist das Einzige, was wirklich nur mir gehört hat!“, fauchte sie –, aber meine schamlosen Bestechungsversuche steigerten ihre Vergebungsbereitschaft erheblich. Ich schenkte ihr eine goldene Piaget-Uhr und eine Nerzjacke von Koslow.

Zuerst betrieb ich den Kunsthandel nur nebenbei, während mein eigentlicher Job das Investmentbanking blieb. Doch 1975 verdiente ich \$10.000 an einem Gemälde von Jack Russell, das ich an einen Mann aus Beverly Hills verkaufte, der Cowboystiefel aus weißem Schlangengleder mit goldenen Spitzen trug und eine mit Diamanten besetzte Gürtelschnalle von der Größe eines Kuchentellers. Nach dieser Erfahrung sagte ich dem Bankgewerbe auf Wiedersehen und begab mich auf den Drahtseilakt des Kunsthandels, ohne irgendein Sicherheitsnetz.

Es zahlte sich aus. 1977 verkaufte ich meinen ersten Renoir und verbrachte dann einen Monat in Europa, um meinen Namen und das Wissen über mein sicheres Auge unter der Kunstelite der Alten Welt zu

verbreiten. Es dauerte nicht lange, bis die Nullen auf den Kontoauszügen von Debbie und Ron Hall immer mehr wurden. Wir hatten mit Sicherheit nicht dasselbe Einkommensniveau wie meine Kunden, das irgendwo zwischen fünfzig und zweihundert Millionen Dollar angesiedelt war. Aber sie luden uns in ihre Stratosphäre ein: Segeltouren in der Karibik, Vogeljagd auf Yucatán, Gesellschaften auf Inselklubs und in Villen, die nach altem Geld rochen.

Ich sog das alles in mich auf und wählte als Standarduniform Armani-Anzüge. Schränkeweise. Debbie konnte sich mit den Spielereien des Wohlstandes nicht so gut anfreunden. 1981 rief ich sie aus einem Autohaus in Scottsdale im Bundesstaat Arizona an, wo ich es mit einem Rolls-Royce-Händler zu tun hatte, der sich für ein Gemälde interessierte, das ich besaß.

„Du wirst nicht glauben, gegen was ich es eingetauscht habe!“, rief ich in demselben Moment, in dem sie in unserem Haus in Fort Worth den Hörer abnahm. Ich saß in dem „Was“, einem feuerroten Corniche-Cabriolet mit weißer Lederausstattung, die in passendem Rot abgestept war. Das Auto kostete \$160.000. Ich überschlug mich geradezu, als ich es über mein Satelliten-Telefon beschrieb.

Debbie hörte mir aufmerksam zu, dann sprach sie ihr Urteil: „Wage es ja nicht, das Ding nach Hause zu bringen. Lass es im Autohaus stehen. Mir wäre es peinlich, in so einem Auto gesehen zu werden, erst recht, wenn es bei uns in der Einfahrt stünde.“

Hatte sie wirklich das Beste, was Rolls Royce zu bieten hatte, gerade *das Ding* genannt? „Mir würde es Spaß machen“, murmelte ich.

„Ron, Schatz?“

„Ja?“, sagte ich, weil mir ihr sanfter Ton plötzlich Hoffnungen machte.

„Hat dieser Rolls auch einen Rückspiegel?“

„Ja.“

„Dann schau doch einmal hinein“, sagte sie. „Siehst du einen Rockstar?“

„Äh, nein ...“

„Denk immer daran: Du verkaufst Bilder, mehr nicht. Also steig aus dem Rolls aus, schwing deinen Haltom-City-Hintern in ein Flugzeug und komm nach Hause.“

Das tat ich.

In demselben Jahr, in dem Debbie den Rolls ablehnte, eröffnete ich

eine neue Galerie an der Hauptstraße des blühenden Kulturviertels von Fort Worth, einer Gegend, die Sundance Square genannt wird, und stellte eine Frau namens Patty an, die sich um sie kümmern sollte. Obwohl wir Impressionisten und moderne Künstler ins Schaufenster stellten – Monet, Picasso und anderes in der Art –, die mehrere Hunderttausend Dollar wert waren, achteten wir sorgfältig darauf, keine Preise anzuzeigen oder zu viele von ihnen in der Galerie zu haben, denn eine große Anzahl Stadtstreicher war noch immer nicht davon überzeugt worden, dass es besser wäre, wenn sie sich mit ihrem Kram unter die Autobahnbrücken im Südwesten verzögen. Einige von ihnen kamen schmierig und stinkend jeden Tag in unser Viertel, um sich abzukühlen, aufzuwärmen oder die Gegend zu inspizieren. Die meisten von ihnen waren Schwarze, und ich war davon überzeugt, dass sie alle Alkoholiker oder Drogenabhängige waren, obwohl ich mir nie die Zeit nahm, ihre Geschichten zu hören – mir waren sie auch egal.

Eines Tages taumelte ein offensichtlich unter Drogen stehender Schwarzer in schmieriger, zerrissener Armeekleidung in die Galerie. „Wie viel wollen Sie für das Bild da?“, stammelte er und deutete mit dem Finger auf einen Mary Cassatt im Wert von \$250.000.

Ich hatte Angst, er würde mich ausrauben, deshalb versuchte ich es mit einem Spaß, um nicht die Wahrheit sagen zu müssen. „Wie viel haben Sie denn einstecken?“

„Fünzig Kröten“, sagte er.

„Dann geben Sie mir die, und das Bild gehört Ihnen.“

„Nö, Mann. Ich zahl doch keine fünfzig Dollar für so 'n Bild.“

„Gut. Das hier ist kein Museum, und ich nehme deshalb auch keinen Eintritt. Wenn Sie also nichts kaufen wollen, wie soll ich dann meine Miete bezahlen?“ Damit komplimentierte ich ihn zur Tür hinaus.

Ein paar Tage später tauchte er mit einem ähnlich abstoßend aussehenden Gefährten wieder auf und versuchte es mit einem kleinen Blitz-Überfall. Sie türmten mit einer Tüte voller Geld und einigen kunstvoll gearbeiteten Schmuckstücken. Patty drückte den Alarmknopf, den wir installiert hatten, und ich spurtete aus meinem Büro im Obergeschoss nach unten, um eine Verfolgungsjagd wie im Film aufzunehmen, auf der die Diebe durch schmale Gassen rannten und Mülleimer umstürzten, während ich hinter ihnen her schrie: „Halten Sie diese Männer auf! Sie haben mich beraubt!“

Zuerst bin ich gerannt, dann wurde ich etwas langsamer, denn mir dämmerte, dass ich keine Ahnung hatte, was ich mit den Kerlen anfangen sollte, wenn ich sie eingeholt hätte. (Ich schrie natürlich lauter, um das langsamere Laufen auszugleichen.) Als die Polizei die beiden ein paar Straßen weiter einfing, waren ihre Hände leer. Sie hatten eine mehrere hundert Meter lange Spur aus Zwanzig-Dollar-Noten und Schmuck hinter sich gelassen.

Dieser Zwischenfall bestätigte mich in meiner Ansicht, dass es sich bei Obdachlosen um eine abgerissene Armee von Ameisen handelte, die nichts weiter wollte, als anständigen Menschen das Sonntagspicknick zu ruinieren. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich keine Ahnung, dass Gott in seinem unnachahmlichen Humor damit die Basis legte, auf der einer von ihnen mein Leben verändern würde.